

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1929

18.8.1929 (No. 33)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

18. Jahrg. No 33



18. Aug. 1929

Ulrich Bernays / Friedrich Gundolf: Shakespeare, sein Wesen und Werk

Es gibt verschiedene Arten, die großen Männer und ihr Werk zu betrachten und es hat sich darüber in den letzten Jahren ein nicht unerheblicher methodischer Streit entsponnen. Der geht uns hier nichts an, sondern unsere Aufgabe ist es, an einem besonders deutlichen Beispiel zu zeigen, wie eine folgerichtig durchgeführte Betrachtungsweise in sich selbst ihre Berechtigung findet und das gesteckte Ziel erreicht.

Es war zu erwarten, daß Friedrich Gundolf einen „Shakespeare“ schreiben werde. Hatte er doch schon in seinem ersten Werke „Shakespeare und der deutsche Geist“ seine genaue Vertrautheit mit diesem Genius gezeigt und auch in seinen andern Büchern, namentlich in seinem „Goethe“ immer wieder auf den Briten hingewiesen. Nun liegt die Frucht eindringendster Arbeit und tiefstehender Gedanken in zwei stattlichen Bänden vor uns, und niemand der sich mit ihnen beschäftigt, wird sich dem Eindruck entziehen, das Eigenes zu sagen hat und auch da, wo man vielleicht nicht immer mitzugehen vermag, den Stempel der Eigenart seines Verfassers trägt.

Man weiß ja, wie Gundolf und die ihm Nahestehenden die großen Persönlichkeiten werten. Da finden wir nichts von der „Masse“ und „Milieu“-Theorie, wie sie namentlich von den französischen Positivisten ausgebildet wurde. Das große Einzelwesen ist etwas Einziges, etwas Einmaliges, nicht das Zeitalter bildet sie, sondern sie das Zeitalter. Gewiß ist Shakespeare nicht wegzudenken aus dem Elisabethanischen England, aus jenem Kreise der Edelleute, die in der Mitte stehen zwischen den Lebensrittern des Mittelalters und dem „Cortegiano“ der Renaissance; gewiß atmet er den Duft und die Luft eben jener Renaissance mit ihren „Passionen“, aber die feinste Blüte dieser Dinge ist doch eben er, oder, noch deutlicher gesagt, sein Geist, der aus seinen Werken spricht. So kommt es denn Gundolf, genau wie in seinem „Goethe“ nicht auf eine historisch-literarische Darstellung in gewöhnlichem Sinne an. Auch in seinem Shakespearebuch wird das „äußere“ Leben des Dichters kaum berührt, es ist ja bei ihm noch weitwärtiger als bei Goethe. Auch die wissenschaftlichen Fragen im engeren Sinn werden nicht vor dem Leser ausgeteilt, wenn man auch immer und immer wieder merkt, daß der Verfasser diese Dinge auf das genaueste kennt und ganz bestimmte Stellung dazu eingenommen hat. Was Gundolf beabsichtigt, sagt deutlich der Titel: Shakespeare, sein Wesen u. Werk. Man könnte vielleicht noch deutlicher sagen: Sein Wesen aus seinem Werk. Denn sein Wesen ist eingegangen in sein Werk, so weltthätig dieses an sich ist, und sein Werk ist zugleich sein „Leben“.

So zieht denn dieses Werk und dieses Leben an uns vorüber. Nach einer kurzen Einleitung wird Stück für Stück einer eingehenden Betrachtung unterzogen, von „Titus Andronicus“ bis zum „Sturm“. Die Frage der Chronologie der Stücke, die ja schon so viele Geister und Federn in Bewegung gesetzt hat, wird nirgends an und für sich behandelt und die etwa vorhandenen Doppelbearbeitungen, auf die ja Landauer einen ziemlich großen Wert legt (z. B. bei „Hamlet“), nur da ausführlicher berührt, wo sie, wie etwa in einigen Szenen von „Troilus und Cressida“ für die Geistes- und Seelenhaltung des Dichters von einschneidender Bedeutung sind. Und doch ist natürlich die Reihenfolge der Stücke mit gutem Bedacht so gewählt, die urkundlichen Zeugnisse, die uns

einige wenige Anhaltspunkte bieten, auf das sorgfältigste verwertet, die sprachlichen Beobachtungen herbeigezogen, ohne ihnen eine allzu übermäßige Bedeutung, wenigstens was die „äußere“ Chronologie angeht, zuzumessen (man wird lebhaft an ähnliche Dinge in der „Platonischen Frage“ erinnert); aber mit all diesen Mitteln wird doch eine Sicherheit erreicht, wie sie unter den gegebenen Verhältnissen überhaupt erreichbar zu sein scheint.

Aber weit wichtiger erscheint ein anderes. Gundolf unternimmt den Versuch, von einem großen und einmaligen Erlebnis Shakespeares aus gewissermaßen den Mittelpunkt zu finden, um den all seine Dichtungen kreisen, sozusagen den „geometrischen Ort“ festzulegen, den die einzelnen Werke, bezogen auf dieses Grunderlebnis einnehmen. Er sieht dieses Erlebnis in den allerpersönlichsten Dingen, von denen uns die Sonette in dunkeln und verhüllten Worten zwar, aber für jeden, der zu deuten weiß, völlig verständlich, Kunde geben. So bildet die Betrachtung dieser Sonette auch räumlich fast genau den Mittelpunkt des ganzen Werkes (wenn man, wie billig, die beiden Bände als ein Ganzes nimmt) und von ihnen aus wird dann nach vorwärts- und rückwärts geschritten. So scheinen sich vier Gruppen zu ergeben: zwei vor und zwei nach den Sonetten. Die erste die Gruppe der Frühwerke, der frühen Komödien und Historien, wo Shakespeare, so sehr er auch schon er selbst ist, mit dem Stoffe noch experimentiert, sich mit Zeitströmungen und Zeitgeschmäckern, z. B. dem Euphuismus, auseinandersetzt, oder, noch mehr objektiv, der Kinder der Geschichte seines Vaterlandes ist. Dann, bedingt durch einen Teil der Sonette und wohl auch durch die epischen Dichtungen, ein großes erstes Aufblühen seiner Persönlichkeit, gekennzeichnet, um nur die Pole zu nennen durch „Romeo und Julie“ und den „Sommernachtsstraum“. Dann das große Erlebnis, das in den Sonetten dichterischen Ausdruck fand, dadurch hervorgerufen eine tiefe Erkenntnis der Welt, die jetzt nicht mehr freudig bejaht, sondern angesehen wird mit Hamlets Augen, wie sie im Monolog „Sein oder Nichtsein“ zum Ausdruck kommt. Daher jene Darstellung der „hohen Seelen“ die einsam gegen die Welt stehen, wie Hamlet und Brutus, daher jene Komödien, wie „Ende gut, alles gut“ und „Maß für Maß“, aber auch, als Höhepunkte dieser Gruppe, die großen Tragödien, in denen die „Mächte“ und ihr Einbruch in die Welt dargestellt werden bis zu den Hexen im „Macbeth“, den Gewitterstürmen, mit denen „Lear“ Zwiesprache hält auf der Heide und jenem Ausruf des Oloster: „Was fliegen bösen Buben, sind wir Göttern, sie morden uns zum Spaß“. Und dann ein letztes Eingehen in ein Zauberreich, in das Reich der Hermione und Perdita, des Prospero und Ariel, wo es zwar auch noch einen Prinzen Cloten gibt und einen Kaliban, aber wo das Vergängliche zum Gleichnis wurde und wir selber zum „Stoff“, gemacht als wie für Träume“.

Mehr nur in Andeutungen als in wirklichen Ausführungen konnte hier über diese Dinge geredet werden, aber jedem aufmerksamen Leser des Buches werden sie zu völliger Deutlichkeit kommen. Unzweifelhaft bergen sie eine Gefahr in sich; nicht für den Verfasser, denn dem sind sie in ihrer wirklichen Tiefe und Bedeutung aufgegangen, und nirgends hat man das Gefühl der Gewalttätigkeit oder gar Konstruiertheit, wohl aber für den Leser. Denn der kann nun wirklich in die Lage kommen, sich die Sach-

zu konstruiert und zu schematisiert vorzustellen, und vor allem dann, wenn er nicht mehr das ganze Werk in seinem Flusse vor Augen hat, sondern eben nur diese Einteilung als etwas leicht merkbares und anwendbares herausnimmt. Aber das muß mit in Kauf genommen, es geht mit solchen Erkenntnissen nun einmal so, daß sie der Gefahr, zu einem Schlagwort zu werden, kaum entgehen können. Geht man auf das Rechte und Tiefste im Wesen Shakespeares, wie es sich uns in seinem Werk offenbart, so scheint sich hier in der Tat der Schlüssel zu finden, seine ungeheure und zunächst so völlig verwirrende Vielfaltigkeit und Vielgestalt nicht abzuzeichnen auf eine blutleere und blutlose Formel, sondern auf die letzten und tiefsten Hintergründe zu verankern, soweit dies überhaupt einem anderen Menschen bei dem Leiden, Lieben und Dichten eines Genius möglich ist.

Wir sprachen soeben von der Vielfaltigkeit und Vielgestaltigkeit des Shakespeare'schen Werkes. Hier liegt ja, neben so manchem Anderen, eine Hauptschwierigkeit der Darstellung. Der Leser soll nicht ermüdet, nicht verwirrt werden, soll vielmehr die großen Linien der einzelnen Werke und doch auch den Reiz der unerschöpflich wuchernden dichterischen Phantasie erfassen und in sich aufnehmen. Gundolf kommt es ja nun nicht darauf an, eine „Inhaltsangabe“ der Werke zu geben, wenn auch die Abschnitte seines Buches nach ihnen heißen. Gibt er einmal eine genaue Abfolge der Szenen, wie in dem Kapitel über „Hamlet“, so dient dies einem ganz bestimmten Zweck: er will dadurch die „Mannigfaltigkeit dieser Tragödie und die unheimliche Gewalt des Helben“ den Lesern zum Bewußtsein bringen, will nach den Gestaltkräften, die Folge derer Vorgänge“ betrachten. Sonst setzt er den Inhalt der Werke als völlig bekannt voraus und zwar so, daß man bei jedem einzelnen Werk alle übrigen völlig gegenwärtig haben muß. Das ist nicht leicht, aber nur dadurch wird erreicht, daß das Buch nicht in einzelne Kapitel „Lear“, „Hamlet“, „Kaufmann von Venedig“, „Sturm“, auseinanderfällt, sondern daß wirklich das ermöglicht wird, was der Titel verspricht: Shakespeare, sein Wesen und Werk, stehen vor uns, nicht eine einzelne Tragödie, Komödie oder Historie. So erklärt es sich auch, daß die Abschnitte sehr verschieden lang werden, es braucht wohl nicht gesagt zu werden, daß das nichts mit der „Länge“ des Stückes zu tun hat, sondern sich erklärt aus der Bedeutung, die die gesonderte dichterische Hervorbringung eben für Wesen und Werk ihres Schöpfers hat. So wird es uns nicht wundern, daß die Behandlung des „Lear“ sechzig Seiten einnimmt, vielleicht eher, daß den beiden Teilen von „Heinrich IV“ fast hundert Seiten gewidmet werden. Aber gerade an den beiden Gestalten des Prinzen Heinz und des Falstaff zeigt sich Shakespeares Wesen zum ersten Male vielleicht in völliger Klarheit und Selbstständigkeit, die Welt des Heinz und die des Falstaff sind die beiden Formen, in denen er selbst Welt und Menschen erlebt und zur dichterischen Darstellung bringt, nicht in abstrakt-dualistischer Form, sondern zusammengehalten und zu einer höheren Einheit geformt eben durch jenes „Weltsehen“, das keinem Dichter, von dem wir Kunde haben, in dem Grade verliehen war wie ihm.

Und neben dem Mittel, immer das ganze Werk Shakespeares in den Kreis der Betrachtung zu ziehen, verwendet Gundolf noch

ein zweites, um sich selber und den Leser vor Verwirrung und Aufgehen in zahllose Einzelheiten zu schützen. Es braucht kaum der Erwähnung, daß Shakespeare kein „Typen“-dichter war, daß jede seiner Gestalten, bis herunter zum geringsten Diener, eine Eigengestalt und eben nur sie selber ist. Aber, und man hat das auch immer bemerkt, es gehen doch durch alle Dramen ganz bestimmte „Reihen“ von Persönlichkeiten hindurch: junge Helben, Bösewichter, edle Jünglinge, Greise, hingebende oder leidenschaftliche Frauen, Diener, Narren, die in jedem Stück ihr Eigengewicht und ihr Eigengesicht haben, aber doch immer auf dem gleichen Grunde stehen, sich entwickeln von den Andeutungen der Jugenddramen bis zur Vollendung des Jago oder des Polonius, und doch letzten Endes immer dieselben bleiben und deutlich erkennbar auch nach dem Grade, den sie in dem Leben Shakespeares und in seiner Zu- oder Abneigung einnehmen, man denke etwa an die Greise, deren Musterbild Polonius ist und an die tüchtigen, auf sich selbst gestellten Edelente, deren erstes, schon durchaus lebendig gestaltetes Abbild uns in dem Bastard Faulconbridge in „König Johann“ entgegentritt. Auf diese „Reihen“ lenkt Gundolf besonders die Aufmerksamkeit seiner Leser und dann auf die großen „Wunsch-“ und „Tat“-Bilder Shakespeares, wie sie das ganze Werk durchziehen, von Heinz und Romeo, über Hamlet und Brutus hin zu Laer und Macbeth, zu Antonius und Coriolan und schließlich zum Herzog in „Maß für Maß“ und zu Prospero, dem Herren der bezauberten Insel. Es finden sich bei diesen Betrachtungen nicht selten Wiederholungen, sie sind selbstverständlich beabsichtigt, sie sollen uns das Gefühl eines Ganzen geben, einer Kugel, um ein Bild zu gebrauchen, das Gundolf selber in seinem „Goethe“ verwendet, und sie sollen nie bei uns den Gedanken aufkommen lassen, daß wir etwa nur die Teile in unserer Hand halten.

Je mehr man sich in Gundolfs Werk vertieft, je mehr man Belehrung und Anregung aus ihm schöpft, je mehr man auch die Gefahren nicht übersteht, die aus einer solchen Betrachtungsweise sich ergeben können, so sehr man auch ihre Berechtigung, ja Notwendigkeit aus der Geisteshaltung des Verfassers heraus ansetzen muß, um so lebhafter wird man an das Shakespearebuch Landauers erinnert. Gerade weil die beiden Werke so sehr verschieden sind. Gemeinsam freilich ist ihnen die unbedingte Ehrfurcht vor dem Genius. Und das stellt sie auf gleiche Stufe und hebt sie heraus über das Unendliche, was seit Jahrhunderten geschrieben wurde über den Briten. Doch sonst ist alles verschieden. Nur das Rechte und Tiefste soll hier anzudeuten werden, wie nicht im Sinne eines Werturteils, sondern um zu zeigen, wie in geistesgeschichtlichen Dingen gerade die tiefsten und ehrfürchtigsten Forscher zu ganz verschiedenen Ergebnissen gelangen müssen, eben heraus aus ihrer Ehrfurcht und aus ihren allerletzten, allerpersönlichsten Grundlagen. Für Landauer geht es bei Shakespeare um das Dichterische, oder, um es mit Worten aus dem Altertum zu sagen: für Landauer ist Shakespeare's Wesen in den Worten des Ariel beschlossen, die er dem Prospero zur Antwort gibt, als der ihn nach dem Schicksal der Verirrten fragt; für Gundolf in den Versen, die Prospero seinen Lieblichen Miranda und Ferdinand zuraunt: „Wir sind solch Zeug, gemacht als wie zu Träumen und unser kleines Leben m'fängt e in Schlaf.“

N. Krauß / Schwäbischer Literaturbrief

Großartigen Funden in ägyptischen Königsgräbern, von denen besonders wertvolle Stücke an das Berliner Museum gefallen sind, danken wir die genaue Kenntnis des merkwürdigen Königs Schematon, eines Sohnes des 15. vorchristlichen Jahrhunderts, den man als die erste „Individualität“ in der Geschichte der Menschheit bezeichnet hat. Idealtief durch und durch, hat er den monotheistischen Kult des Sonnengottes Aton errichtet, mußte aber, seiner Zeit zu weit vorausgeeilt, an den Mächtschaften der von ihm verdrängten Priesterschaft scheitern. Und nicht allein darum. Ganz ein guter Geist der Liebe und Barmherzigkeit, ein Fürst des Friedens, kann er, rings von Kriegerumt umgeben, seiner weltlichen Herrscherpflcht nicht genügen und stürzt so sein Land und Volk ins Verderben dieser tragischen Gestalt mit Beihilfe der die Lücken der Ueberlieferung ausfüllenden Phantasie neues Leben einzuhauchen, ist für den Romandichter sicherlich eine verlockende Aufgabe. Ludwig Diehl, der mit seinem „Euso“ großen Erfolg gehabt, hat sich ihr mit „Aton, Roman aus dem alten Aegypten“ (Stuttgart, bei Strecker & Schröder) unterzogen. Er beherrscht das Antiquarische, ohne daß er ihm Aufdringlichkeit gestattet; er entwirft auf Grund von Selbstschau großzügige Landschaftsbilder; aber die Hauptsache bleibt ihm die Charakteristik seines Helben, dessen edle und gütige Persönlichkeit er uns mit suggestiver Kraft nahe bringt. Ihn und seine liebevoll gemahlte Hofretete samt ihrer übrigen Umgebung. Wie sehr man sonst vor Verbilligung historischer Belletristik warnen muß: in diesem Falle bedauert man, daß nicht die herrlichen Berliner Porträtbüsten Schematons und seiner Hofretete dem fesselnden Buche beigegeben worden sind.

Nur allmählich und stückweise enthüllen sich die Geschehnisse der Hauptfabel in Auguste Suppers Roman „Der Gaukler“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). Unglückliche Liebe hat einen jungen Bologneser Doktor aus seiner glänzend begonnenen Laufbahn geworfen. Als Marktschreier durchzieht er mit wunderwirkenden Salben und Tinkturen die Welt. Aber hinter dieser

Maske verbirgt sich ein höheres Wesen mit höherem Zweck. Er schaut in die geheimsten Winkel der menschlichen Seelen und weiß um das Verborgene und Ungesagte. Er belehrt und bessert die Menschen. Und steht ihnen als heimlicher Nothelfer zur Seite. Auf der Suche nach dem Sohn seiner geliebten Frau kommt er auch in ein von welscher Solbateska (es ist im Dreißigjährigen Krieg!) bedrängtes schwäbisches Städtchen, in dem wir unschwer (Krieg!) bedrängtes schwäbisches Städtchen, in dem wir unschwer Calw erkennen. Im dortigen Bürgermeister findet er den Gesuchten. Aber weder dieser, noch die unglückliche Stadt vermag er aus den Händen der feindlichen Mordbrenner zu retten. In dieser Haupthandlung sind die Geschehnisse zahlreicher anderer Personen verflochten, an denen Frau Supper ihre eindringliche Charakterisierungskunst übt. Auch diesen historischen Roman benützt sie dazu, um von ihrer gereiften und gefesteten Weltanschauung Zeugnis abzulegen. Es geschieht durch den Mund ihres sich in tiefstimmigen Gleichnisreden ergöhenden Helben. Wahrheitsucherin, die sie erkennt sie das Ewige und Zeitlose auch an den Menschen der vergangenen Epoche. Ein schwerwiegendes Buch, dunkelgefärbt nach Inhalt und Darstellung!

Von Walter Erich Schäfers neuer Novellensammlung „Rechte Wandlung“ soll nicht die Rede sein, ohne daß zugleich auf seine ältere „Die zwölf Stunden Gottes“ (beide bei J. Engelhorn Nachfolger Stuttgart) zurückgegriffen wird. In dieser erzählt der junge schwäbische Dichter, um Schaffung poetischer Werte redlich bemüht, wie ein Mönch, der sich vor dem brausenden Leben in die Stille des Klosters gerettet, um die Zwiifel und Anfechtungen zu bannen, von denen er nicht verschont bleibt, und die ihn schließlich doch wieder in die werktätige Welt zurückführen — wie dieser Mönch aus alten Chroniken und Klosterbüchern Legenden und Begebenisse seiner längst vermoderten Brüder auswählt und „in Treue und Scheu mit allen seinen lebendigen Kräften“ niederschreibt. Er gelangt dabei zur Erkenntnis, daß man „nicht nur in grauen Klostermauern mit Fasten und Büßen, mit Beten und frommen

Neben" das Heil suchen und finden, daß man vielmehr draußen in der Natur seine schönsten Gottesstunden erleben kann: im Rauschen des Fichtenwaldes, im Duft der Tannenhecke, im Ruch des Rosenbusches. Aber die Erfüllung muß meist mit einem jähen Ende bezahlt werden. Am stärksten wirken von diesen zwölf Geschichten die, in denen die Geschehnisse ins Visionäre entückt sind. — Auch die fünf Novellen der zweiten Sammlung Schäfers sind durch eine gemeinsame Idee verbunden. Jeder seiner fünf Helden treibt irgendwie dem Tode freiwillig entgegen: der Offizier, der nichts mehr mit sich anzufangen weiß, nachdem er den Soldatenrock ausgezogen hat, oder der Gelehrte, der die unverdienten Erfolgsfolge seines Dilettantentums einsieht, oder der arme, lungentranke Junge, dessen heiße Sehnsucht nach fremden Ländern und exotischen Wundern wenigstens in seinen letzten Fieberphantasien Erfüllung findet. Es sind lauter Einsame und Verlassene. Und so können sie nicht den Bruch heilen, der seit den bösen Kriegsjahren durch das Leben vieler einzelnen wie durch das der Allgemeinheit gegangen ist. Schäfers Dichten steht unter dem strengen Gebot des Zeitalters, in dem er — vielleicht vorzeitig — zum Manne gereift ist. Er nimmt eine tiefste, unfröhliche Haltung ein, nicht um zu posieren, sondern als etwas ihm Auferlegtes. Er besleht sich einer strengen Sachlichkeit, die es ihm verbietet, nach irgend einer Seite Partei zu ergreifen oder anzuklagen. Und — was die Hauptsache bleibt — er fühlt sich durch sein Talent verpflichtet, Besseres als bloße Unterhaltungslektüre zu geben.

Die heutige schwäbische Dialektdichtung macht es sich recht bequem. Sie beschränkt sich auf versifizierte Schwänke und Geschichten und verzichtet so gut wie ganz auf Gemütskämpfe, die ihr eigentlich erst höhere Berechtigung verleihen. Sie hat es lediglich auf Belustigung abgesehen und glaubt ihre Aufgabe erfüllt zu haben, wenn sie die Lachmuskeln ihres Publikums in Bewegung setzt. „Dies und Lach!“ lautet die Ueberschrift einer Sammlung von Karl Vohmiller (Stuttgart XIII, Buchverlag Carl Teubner). Und Lina Stöhr empfiehlt in ihrem Bändchen „Grad zum Possa“ (bei Ad. Bonz & Co., Stuttgart):

„I hau's schau probiert mit Heula,
Hau mei Lacht no schwerer g'macht,
Druß da Pad an's Hausack g'loinet
Und zum Possa wieder g'lacht.“

Denselben Zweck verfolgen Ludwig Palmer mit „Neller-loi Sächla“ (bei Paul Mähler, Stuttgart) und Ernst Keppeler mit „Bombola, saure ond süße für Alte ond Jonge“ (bei Wilhelm Schleich, Böblingen). Wenn sich nur das Lachen häufiger und kräftiger einstellen wollte! Aber weder Vohmiller's Leser, noch die der andern werden Gefahr laufen, „vor Lacha solba hee“ zu sein. Dazu sind die meisten dieser alten oder neu erfundenen Sächelchen, erlauchten oder erdachten Anekdoten viel zu breit angelegt und zu schwach pointiert. Am ehesten hat sich Lina Stöhr von diesem Fehler freigehalten, bei der sich manches Netze findet. Keppeler, offenbar Lehrer, nimmt seine Stoffe mit Vorliebe aus dem Schulleben. Allen vier Verfassern darf man nachrühmen, daß sie sich auf den Dialekt gut verstehen und bei aller volkstümlichen Derbheit nirgends den Anstand verlernen.

Hanns Heinrich Ehrler schildert in seinem neuesten Buche „Meine Fahrt nach Berlin“ (bei Greiner & Pfeiffer, Stuttgart) nicht nur seine Erlebnisse und Eindrücke in der Deutschland beherrschenden Riesenstadt, sondern sucht auch den Sinn dieser „Menschenhäufung“ zu begreifen und zu enträtseln, die für ihn ein „schauriges und verwegenes Drama“ bedeutet. Der süddeutsche „Provinzmann“ ist aus seinem schwäbischen Waldwinkel ausgezogen, um sich in Berlin der neuen Zeit zu bemächtigen. Und gewissenhaft sieht er sich in allen Kreisen, in allen Bezirken um, von der vornehmen Ganz- und Halbwelt bis zu den Niederungen und Kloaken der Weltstadt. Zunächst verblüfft, überrumpelt, bestäubt, berauscht von der unerhörten Fülle solcher Schau, findet er dann rasch den richtigen Maßstab. Nichts liegt ihm ferner als sich mit dem bequemen Worte „Wir Wilde sind doch bessere Menschen“ in die Brust zu werfen. Er unterscheidet unbesangen zwischen Hohem und Niedrigem, Gutem und Schlechtem. Er entzieht sich nicht der gewaltigen Wirkung dieser unerhörten Riesenmaschinerie. Schaut sich nicht bloß Berlin an, sondern erlebt es. Berlin und die Berliner. Deren Vorzüge er — im Gegensatz zu manchen seiner Landsleute — wohl zu würdigen weiß. Deren — wenn auch etwas atavistische — Freude an Natur und Landleben ihm besonders sympathisch ist. Für die Berliner muß ein besonderer Reiz darin liegen, ihr Berlin von einem „Fremdling“, der Dichter und Denker zugleich ist, gezeigt zu bekommen. Zuerst in der „Pössi-schen Zeitung“ erschienene beträchtliche Teile des Buches haben ihnen bereits einen Vorjchmack gegeben. Wie sich aber auch der einzelne zu Ehrler's Darstellung stellen mag: keiner wird den erheblichen Geist verkennen, durch den die greifbaren Dinge in Beziehung zum Weltall gebracht werden. Und daneben spricht aus jeder Zeile Wärme und Güte des Gemüts, die am liebsten die ganze Menschheit in Liebe vereinen möchte — manchmal umgeseht in symbolische Handlungen, die die daran unfreiwillig Beteiligten nicht wenig in Stammen verfest haben mögen.

Der Dichter Ludwig Finckh geht mehr und mehr in der Verber für Familienforschung auf, die wahrhaftig, so wie er sie betreibt, mehr als Spielerei ist, vielmehr tiefe Ursprünge und Zusammenhänge unseres Volkstums aufzudecken sucht, in die er das Auslandsdeutschum einbezieht. Auch sein neuestes, derartiges Schriftchen „Das Vogelnest“ (G. Franzischer Verlag, München) er-

öffnet in bunter Folge und angenehmer Lesbarkeit allerlei bedeutungsvolle Ausblicke auf die durch Blutvererbung und Blutmischung erzeugten Lebenskräfte, die unbewußt die Vergangenheit des deutschen Volkes mitbestimmen haben und bewußt seine Zukunft mitbestimmen sollen. Wie oft Finckh schon über derartige Dinge geplaudert hat: immer wieder weist er ihnen eine neue Seite abzugewinnen und seine „Geschichten aus der Ahnenschau“ in neue Beleuchtung zu rücken.

Eine erstaunliche, fast verblüffende Leistung ist das breit angelegte Erstlingswerk „Der Dichter als Führer in der deutschen Klassik“ (Berlin, bei Georg Bondi) des jungen schwäbischen Literaturgelehrten Max Kommerell. Es ragt aus dem Sondergebiet der Literaturgeschichte in das weitere Reich der deutschen Geistesgeschichte herein. Mit Selbsterlichkeit hat der Verfasser die Führerrollen Alopitok, Herder, Goethe, Schiller, Jean Paul, Hölderlin zugeteilt, Lessing ausschaltend und die beiden letztgenannten kraft eigener Deutung zu einem ihnen bisher nicht zuerkannten Rang erhebend. Man versteht aber diese Einstellung, auch ohne sie zu billigen, sobald man Kommerell's Charakteristiken als einen zusammenhängenden, in sich geschlossenen Bau betrachtet, dessen einzelne Stücke bei aller kühnen Gliederung sich doch zu einem monumentalen Ganzen fügen. Der Verfasser sieht Menschen und Dinge und ihre Verflechtung mit völlig eigenen Geistesaugen, und er hat den Mut, sie nach so gefesteter Ueberlieferung zum Trotz so zu schildern, wie er sie sieht. Und er besitzt eine außerordentliche Verführungsgabe, andere zu überzeugen und zu gewinnen. Diese Gabe beruht einmal auf der Kunst, die Gestalten, die ihm immer in ihrer Leibhaftigkeit gegenwärtig sind, zu verlebendigen. Zum zweiten ist ihm eine zwingende Macht eingeräumt durch seine meisterliche Beherrschung der deutschen Sprache. Wohlverstanden: der deutschen! Er läßt sie in ihrer ganzen Ueppigkeit und Herrlichkeit vor uns aufleuchten und beweist, daß auch der Wissenschaftler mit einem Mindestmaß fremdländischer Kunstausrücke auskommen kann. Er schwelgt in scharf zugespitzten Fassungen, in ausgeprägten Gegenüberstellungen, und angesichts der ihm ungesucht zufließenden Wortfülle möchte man sich fast zu der Behauptung versteigen, daß wahrhaft künstlerische Prosa immer auch dichterische Werte in sich schließt. Aber nicht bloß durch seine Sprache, auch durch seine Auslegungen geht ein dichterischer Zug, der uns seine Gesichte manchmal als von früher her Vertrautes gar nicht sofort erkennen läßt. Von Ueberchwang und Begeisterungsfähigkeit der Jugend ist dieses doch nichts weniger als unreife Buch getragen. Leicht zu lesen ist es freilich nicht, weil genaue Kenntnis von Lebensschicksal und Lebenswerk der darin behandelten Dichter vorausgesetzt wird.

Ferner ist ein neues Buch über „Christian Friedrich Daniel Schubart“ erschienen, das Konrad Gaiser zum Verfasser hat (Verlag Silberburg, Stuttgart). Im ersten Teil schildert es das Schicksal des berühmten Gesangenen vom Hohenasperg, das fest und sicher in den geistigen und literarischen Zuständen des damaligen Deutschland und insbesondere des damaligen Schwaben verankert wird. Gaiser verzichtet auf ausführliche Nach-erzählung der biographischen Einzelheiten, die ja anderwärts zur Genüge sich finden lassen. Er legt den Hauptnachdruck auf die Charakteristik seines Helden, wobei er in allen Stücken das Richtige trifft und überdies noch durch seine Darstellungsgabe erfreut. Mit Recht stellt er die Leistungen des Chronisten Schubart besonders hoch. Und so gibt er denn auch im zweiten Teil, der einer Auswahl aus den Schriften gewidmet ist, aus der Chronik zahlreiche Auszüge, durch die auch weitere Kreise den urwichtigen und herzhaften Publizisten schätzen lernen werden. Daneben durften natürlich die Gedichte nicht fehlen. Die Geislinger Schulbibliothek zeigen uns Schubart als einen hochoriginellen Schulmann. Gründliche Anmerkungen, die den Text bald ergänzen, bald erläutern, beschließen das allen Freunden älterer Literatur empfehlenswerte Buch.

Dem Problem Hermann Hesse auf den Leib zu rücken, hat schon darum etwas so Verführerisches an sich, weil sein übersteigerter Individualismus und die damit verbundene Weisenspaltung (sprich „Schizophrenität“) als eine defabente Erscheinung, um nicht Krankheit zu sagen, unseres ganzen Zeitalters gedeutet werden muß. Diese Zusammenhänge hat der Schweizer Hans Rudolf Schmid in seinem (bei Huber & Co. in Frauenfeld und Leipzig erschienenen) Buch über den zum Wahlschweizer gewordenen schwäbischen Dichter scharf herausgearbeitet. In dessen menschlichen und künstlerischen Charakter eindringend, sucht er die nach Lebensalter verschiedenartigen Ausstrahlungen seines Talents auf einen Generalnennner zu bringen. Ohne Hesses glänzender und immer glänzender werdenden Stil- und Wortkunst die Bewunderung zu verfagen, geht er mit dem, was er als die Schamlosigkeit seines Bekenntnisses bezeichnet, rücksichtslos ins Gericht. Und in der Tat ist Hesses Beschäftigung mit sich und seiner Seele allmächtig bis zu einem Grad der Ausschließlichkeit gelangt, der jede Objektivierung zur Unmöglichkeit macht. Die unglückliche Veranlagung seiner auf Selbstbeispielung und Selbstqualung gerichteten Natur hat sein starkes Talent mehr und mehr von der Harmonie des Kunstwerks im Geiste Goethes abgelenkt. Daß sich Schmid schließlich in die unerquicklichen Gedankenaänge der Psychoanalytiker verliert, war kaum zu vermeiden, da sich Hesse diese in so hohem Grade zu eigen gemacht hat. Die Psychoanalyse ist ja keine der Ursachen, wohl aber eine Folge und Bekräftigung der modernen Dekadenz.

Paul A. Schmidt / Das Schwedentor

Historische Erzählung aus dem Frankenland

„Die Schweden kommen“, so flog es von Mund zu Mund. Man wußte nicht, woher die Kunde gekommen war. War es die Rauchäule gewesen, die man am Tage am Horizonte erblickt hatte, oder hatten Zigeuner diese Nachricht verbreitet, einerlei, die Schillingstädter ahnten die Gefahr, und auf den Gassen in Gruppen zusammenstehend, berieten sie, was zu tun sei.

Die Schweden, dieses Wort hatte einen furchtbaren Klang, es roch nach Blut und Brand, nach Mord und Totschlag. Die Schweden, da war kein Erbarmen, die Schweden, da war kein Entzinnen. Das waren keine Krieger, waren keine Soldaten mehr, das war Raub- und Mordgesindel, seit ihr großer König bei Lüben die tödliche Kugel empfangen hatte. Soviel wußten auch die Schillingstädter, obwohl sie abseits der Heerstraßen lagen.

Wohl war Schillingstadt mit Mauern und Türmen besetzt, aber was waren Mauern und Türme gegen dieses heutzutage Gefindel, es fehlte an kriegstüchtigen Männern, an Waffen und Wehr aller Art.

Und als die Schillingstädter noch auf den Gassen standen, flog ein anders Wort von Mund zu Mund: „Laßt uns fliehen, mögen die Schweden Haus und Hof verbrennen, so retten wir wenigstens unser Leben.“

„Fliehen, wohin,“ fragten die ganz Verzagten, die nicht einmal mehr den Mut zur Flucht fanden.

„Am Belzbera ist eine große trichterartige Grube, dort können wir uns bergen, Mann, Weib und Kind, dort, in jener Waldwildnis suchen sie uns nicht“, rief einer. „Nehmt Proviant mit und was ihr tragen könnt an Hab und Gut, aber beschwert Euch nicht allzusehr!“

Die meisten stimmten diesem Vorschlage zu, nur einige wenige rieten zur Verteidigung. Sie wurden überstimmt.

Eine Stunde später zogen die Schillingstädter aus, wenige Beherzte blieben zurück, unter ihnen Veith Stokberg, der Wächter von Schillingstadt.

„Ich bleibe auf meinem Posten, sagte er, und wenn mir die Schweden den roten Dahn aufs Dach setzen, so weiß ich zu sterben als ein Mann!“

Da kehrten einige wieder um und sagten: „Wenn Du bleibst, so bleiben wir auch. Fast schämten sich die Fliehenden nun, aber einige heulende Weiber überstimmten sie wieder und also zogen sie hinaus, alles zurücklassend, was ihnen lieb und wert gewesen war, um das nackte Leben zu retten.“

Die Zurückgebliebenen, es waren keine 30 an der Zahl, bereiteten sich zur Verteidigung vor, aber alles blieb ruhig.

Dämmerung sank über die Türme und Mauern von Schillingstadt, und Veith Stokberg, der unentwegt Ausschau gehalten hatte, ließ endlich müde das Haupt sinken und wäre fast schlieflich eingeschlummert, wenn ihn nicht ein plötzliches Pochen am Tore aufgeschreckt hätte:

Wie im Traume hörte er eine Frauenstimme: „Deffnet, um aller Heiligen willen!“ Veith Stokberg flog die hölzernen Treppen hinab, schob die schweren, eisernen Riegel zurück und fand die um Hilfe rufende, wie leblos zusammengebrochen. Der Wächter besann sich nicht lange: „Hier herein, rief er, und riß die Ohnmächtigen auf, dann verwahrte er das Tor, holte Eßig und Wasser und brachte die Bemühten nach einigen Bemühungen wieder so weit, daß sie, auf seinen Arm gestützt, ihm in die Turmstube folgen konnten.“

Veith Stokberg drängte nicht mit Fragen, aus tief mitleidigen Augen nur blickte er auf das Mädchen, brachte ihr Brot und Wein und erlabte sich beim Schimmer eines Spanlichtes an der wiederkehrenden Röte auf den Wangen seiner Schutzbefohlenen. Endlich sagte die Fremde: „Ich bin Euch Rechenschaft schuldig über woher und wohin, als ein schubloses Weib habt ihr mich aufgenommen und bewirtet. Ich kann Euch nur mit Worten danken.“

„Ein seltsames Zittern war in der Stimme des Mädchens, die dem Wächter ans Herz griff, aber er sagte fast rauh. „Laßt das, dummes Zeug, nicht mehr als meine Pflicht.“

„Ich sehe,“ erwiderte die Fremde, „Ihr seid nicht neugierig auf das, was ich gerne verbergen möchte, was ich einem Fremden nicht anvertrauen kann, noch will. Nur dies vermag ich für heute Euch zu sagen: Ich bin den Schweden entflohen, in deren Händen ich seit Wochen war. Vater, Mutter und Geschwister, alle haben sie erschlagen. . . Die Stimme sank zu einem fast tonlosen Flüstern herab. . .“

Da die Fremde schwieg, fragte der Wächter: „So sind die Schweden nicht weit von hier?“

„Sie waren mir auf den Versen wie Bluthunde, und nur der einbrechenden Nacht habe ich es zu verdanken, daß ich ihnen entronnen bin.“

„Sinds ihrer Viele,“ forschte Veith Stokberg weiter.

„Größere und kleinere Trupps, 50, 100 und mehr. Heute trennen sie sich, morgen vereinigen sie sich wieder.“

Der Wächter schwieg, seltsame Gedanken flogen plötzlich in ihm auf. Wer war das Mädchen? Konnte man ihr Glauben schenken, oder mußte man sie mit mißtraurischen Augen betrachten.

„Ich lasse Euch nun allein“, sagte Veith Stokberg endlich, „Ihr werdet müde sein. Ihr könnt mein Lager benutzen, indes müßt ihr mir gestatten, daß ich Euch einschleife!“

„Ich fürchte mich nicht“, antwortete die Fremde. Ich fühle mich geborgen hinter den schützenden Mauern.“

„Das schon, unsere Mauern sind stark, aber ich trage die Verantwortung.“

„Ah, Ihr fürchtet, ich verstehe Euch. Nun gut, tut, was Ihr für nötig befindet.“

Der Torwart ging ohne Erwiderung. Der Schlüssel kreischte im Schloß, die Fremde war allein in der Turmstube bei dem rauchenden Spanlicht. Nun erst fühlte sie ihre Erschöpfung. Sie warf sich angekleidet aufs Lager und schlief einen bleischweren Schlaf, aus dem sie erst zur späten Morgenstunde durch Trommelwirbel und Hörnerklang geweckt wurde.

Befehle wetterten und Männerstimmen kamen die Stiege herauf.

Sie erkannte die Stimme des Wächters: Sechs Leute reiten innerhalb der Ringmauer, ihr andern schlägt Lärm, wie die Heiden, zeigt Euch abwechselnd an den Schießscharten, daß die Kerle meinen, die Mauern seien dicht besetzt. Alles herbei, auch Weiber und Kinder, zum Lärm schlagen sind sie gut genug.“

Der Torwart trat ein und fand die Fremde wach. Sie sah und starrte vor sich hin, so daß sie kaum den Eintretenden gewahrte: „Gut geschlafen?“ rief ihr Veith Stokberg zu, indem er mit den Augen zwinkerte, als wolle er sagen: Ich habe acht auf Euch, hütet Euch!

„Die Schweden!“ rief die Fremde.

„Sie stehen vor den Toren.“

Das Mädchen macht einen Schritt zum Fenster der Turmstube, aber Veith Stokberg riß sie zurück: „Was wollt ihr bei!“

„Sehen, ob er dabei ist, der Pödenarrbige. Gebt mir ein Schießpulver!“ Aus der Tiefe drang Lärm und Stimmengewirr, aber kein Schuß fiel.

Sekundenlang ruhten die Blicke des Torwarts in den Augen der Fremden. Eine eiserne Entschlossenheit blickte aus dem Antlitz des Mädchens, ein glühender, flammender Haß.

„Nein, ihr seid keine Verräterin,“ sagte der Wächter, „ich traue Euch. Hier, nehmt meine Büchse, aber versteht ihr auch damit umzugehen!“

„Ja, das habe ich von den Schweden gelernt.“

Mit einem zitternden Glücksschrei empfing sie das Gewehr aus den Händen Veith Stokbergs.

„Dort, geht hier in diesen Gang, da findet ihr Schießscharten, und ruhig gezielt, die Kugeln sind rar.“

Einige Schüsse krachten und schlugen wider die Mauern, aber die Schillingstädter antworteten nicht.

Veith Stokberg blickte hinunter, ein Trupp von 50-60 Schweden näherte sich dem Tor, voran ein haumlanger Kerl, der in fremder Sprache Befehle gab und einige unverständliche Worte den Schillingstädtern hinaufschrie.

Eben wandte er sich an seine Leute und zeigte mit erhobenem Säbel auf das Tor. Da zerriß ein Büchsenhieb die Luft, der Schwedenführer tat einen Aufschrei und brach leblos zusammen.

Seine Kameraden hoben ihn auf und trugen ihn fort. Die Schillingstädter lärmten hinter den Mauern, als wollten sie einen Ausfall wagen, und die Schweden zogen sich zurück, ihren toten Anführer mit sich tragend.

Als Veith Stokberg zu der Schießscharte trat, von welcher der Schuß gefallen, fand er das fremde Mädchen auf den Knien liegend, die Hände zum Gebet gefaltet. Sie schien den Wächter nicht zu bemerken oder zu beachten, aber die Worte, die sie betete, schnitten ihm tief ins Herz: „Herr Gott, ich danke Dir, daß Du ihn in meine Hände gegeben hast, nur noch eines bitte ich Dich, bewahre meinen Leib, daß er nicht Frucht trage von diesem Ungehener. Herr, Herr, erbarme Dich meiner.“

Da legte Veith Stokberg seine Hände auf das Haupt des Mädchens, als wolle er sie segnen und schützen: „Du sollst bei mir bleiben, so lange Du willst,“ sagte er, „Du vater- und mutterloses Kind. Was Dir auch immer begegnen möge, ich will über Dich wachen.“

So wurde Schillingstadt gerettet aus den Händen der Schweden, und das Tor, vor welchem der Anführer der Schweden sein verrücktes Leben ausgehaucht hatte, hieß fortan das „Schwedentor.“